

Sperrvermerk: Mittwoch, 2.7.08, 19 Uhr. Es gilt das gesprochene Wort.

Martin Walser

Festrede zur Öffentlichen Jahressitzung zum 60jährigen Bestehen der
Bayerischen Akademie der Schönen Künste am 2. Juli 2008

Über Erfahrungen mit dem Zeitgeist.

(Ein Potpourri)

(Für Dieter Borchmeyer)

Motto: „ ... das System der Erfahrung ist nichts anderes, als das mit dem Gefühle
der Notwendigkeit begleitete Denken“ Johann Gottlieb Fichte.

1.

Neulich kamen zwei Intellektuelle zu Besuch, ein Gespräch war verabredet, beide
im Journalismus tätig, beide mir schon in ihrem Auftreten, das kein Auftritt war,
sympathisch. Da sie aus einer Redaktion kamen, in der der von mir öfter
bewunderte Johannes Groß gearbeitet hatte, fragte ich, ob sie den noch gekannt
hätten. Ja, der eine von den Beiden war sogar noch eingestellt worden von
Johannes Groß. Er wunderte sich darüber, dass ich
bewundernd von Johannes Groß gesprochen hatte. Und warum? Johannes Groß
war doch, und jetzt zögerte er, war doch ein rechter Intellektueller. Da habe ich
dann wohl mit einem eher schmerzlichen Ausruf reagiert. Dann folgte ein kurzer
Dialog darüber, dass man einen rechten Intellektuellen nicht als einen
Rechtsintellektuellen bezeichnen dürfe, wenn man ihn nicht herabsetzen wolle.
Rechtsintellektuell, das klingt fast unanständig. Und linksintellektuell? Ich habe
mein Leben unter dieser Etikettierung verbringen müssen. Müssen?
Als ich 1957 einen Preis bekam, begann die dazugehörige Dankesrede so: „Ein
Gemeinplatz besagt, der Schriftsteller lebe in kritischer Distanz zur Gesellschaft.“
Ich sagte in meiner Rede, mir seien „beim Schreiben alle Figuren sympathisch“,
da sei „immer etwas wie Liebe im Spiel“. Das Gegenadjektiv zu „kritisch“ war
damals bestimmt ein in Frankfurt produziertes Wort: „affirmativ“. Die erste

Dissertation über meinen Roman „Halbzeit“ kam dann in den Sechzigerjahren bei allem bemühten Wohlwollen doch zum Schlussurteil: Der Roman ist affirmativ. Kritisch, das hieß aufklärerisch, die Gesellschaft sollte verändert werden. Affirmativ hieß: Das Bestehende bestärken. Natürlich sind beide Adjektive gleich dünn und schwach, aber dem Zeitgeist genügten sie zum Einteilen alles Erscheinenden. Mehr als ein Entweder – Oder war nicht drin: kritisch – aufklärerisch oder affirmativ. Schon wenn man Menschen in Linke und Rechte einteilt, präpariert man sie für die jeweils fällige Zeitgeistbehandlung. Nachträglich kann ich sagen, dass der Zeitgeist mich immer deutlicher sah als ich mich selbst. Der Zeitgeist wusste immer mehr von mir als ich. Vielleicht ist das sogar seine Funktion. Mein Romanheld Anselm Kristlein schwärmte 1966: „Wir überlassen das Individuum der für Individuen zuständigen Oberbekleidungsindustrie. In jedem anderen Bezug aber bitten wir um Achtung vor unserer Dividualität. Also: Vivat Dividuum. Der Tausendfalt. Und bald ein Hunderttausendfalt. Ist alles schon da im dunklen Parlament unterm Schädeldach. Soviele Anselme, sovielen Meinungen.“ Dieser Anselm Kristlein kann seinem Autor nicht ganz unähnlich gewesen sein. Der aber wurde genau in dieser Zeit vom Zeitgeist zum eintönigsten Exemplar, nämlich zum Kommunisten gestempelt. Wie das? Ich habe zwar Romane geschrieben, die als affirmativ galten, aber ich habe in diesen Sechzigerjahren Reden gehalten gegen die bundesrepublikanische Haltung zum amerikanischen Krieg in Vietnam. 1965: „Wie hältst du’s mit Vietnam?“. 1966: „Praktiker, Weltfremde und Vietnam.“ Auch 1966: „Auskunft über den Protest.“ 1967: „Amerikanischer als die Amerikaner.“ Auch 1967: „Amerikanischer Irrtum.“ 1969: „Zur neuen Taktik der US-Regierung.“ Ich war nicht naiv genug, den Amerikanern ihre Kriegsrechtfertigung zu bestreiten. Ich wollte nur, dass wir diesem Krieg nicht zustimmten. Ein einziges Zitat, das den die Bundesrepublik damals beherrschenden Zeitgeist ausdrückt. Unser Bundespräsident Heinrich Lübke gratuliert, wie es sich gehört, dem amerikanischen Präsidenten Johnson zum amerikanischen Nationalfeiertag, 1967, er übermittelt seine und „des deutschen Volkes beste Glückwünsche“, dann kommt er zum einzigen konkreten Inhalt seiner Adresse: „Möge auch der gegenwärtige Kampf, den Ihr Land als Vorkämpfer der Freiheit gegen die Mächte der Unterdrückung in Ostasien führt, von Erfolg gekrönt und es Ihnen bald vergönnt sein, sich ausschließlich Ihrem

großen Friedenswerk zum Nutzen aller Völker der Welt zu widmen.“ Nicht jetzt alles auf den biederen Sauerländer Lübke schieben. Schon vor ihm hatte Bundeskanzler Erhard die Bombenangriffe auf Nordvietnam begrüßt. Und da gab es Tonnenzahlen, die die Bomben-Rekordmonate des 2. Weltkrieges übertrafen. Außer der BRD lieferten nur noch Franco-Spanien, Portugal und Südafrika solche Kriegssympathien ab. Der amerikanische Oberbefehlshaber in Vietnam Mc Namara schrieb später in seinen Memoiren, dieser Krieg sei ein Fehler gewesen. Zwei Millionen Menschen wurden getötet. Davon waren etwas über fünfzigtausend US-Soldaten. Unter den getöteten Vietnamesen gab es mehr Zivilisten als Soldaten. Schon im April 1967 sagte der Friedensnobelpreisträger Martin Luther King: „Bis jetzt haben wir eine Million dieser Menschen umgebracht – meistens Kinder.“

Der Zeitgeist hier im Land war vielleicht komplizierter als es sich jetzt anhört. Viele, die den Krieg guthießen, sagten dazu, dass es ihnen nicht leicht falle, diesen Krieg gutzuheißen. Golo Mann gab den Rat: „Ein höfliches trauriges Schweigen scheint mir noch die würdigste Haltung, welche westeuropäische Politik gegenüber der Vietnam-Tragödie einnehmen kann!“ In meiner Rede „Amerikanischer als die Amerikaner“ habe ich den Satz zitiert und gefragt: „Wie macht man das >>höflich und traurig<< schweigen?“

Ich habe in diesen Reden nie östliche Quellen zitiert ; hauptsächlich französische und amerikanische. Es hieß dann aber, ich sei ein Kommunist.

In der FAZ wurde mein Roman „Jenseits der Liebe“ unter dem Titel „Jenseits der Literatur“ besprochen. Und zeitgeistgemäß hieß es da „Er (also ich) wandte sich, die Mode vieler bundesdeutscher Intellektueller flink und graziös mitmachend dem Kommunismus zu.“ Der Kritiker sieht auch, warum ich Kommunist geworden bin: „Wenn es mit dem Dichten nicht weitergehen will, ist hierzulande die Barrikade des Klassenkampfes ein attraktiver und meist auch gemütlicher Aufenthaltsort ...“. Und weil ich, der Kommunist, jetzt „jenseits der Literatur“ war, musste die Besprechung so anfangen: „Ein belangloser, ein schlechter, ein miserabler Roman. Es lohnt sich nicht, auch nur ein Kapitel, auch nur eine einzige Seite dieses Buches zu lesen.“

Der Kritiker erfindet für den Autor dieser reinen Misslungenheit gleich auch noch eine öffentliche Rolle: „So wurde Martin Walser zum geistreichen Bajazzo der revolutionären Linken in der Bundesrepublik Deutschland.“

Da wird nicht mehr ein Buch besprochen, sondern eine Person. Aber beides, Buch und Person, wird gleichermaßen erledigt.

Ich beschäftige mich mit dieser Buchkritik, weil sie den Zeitgeist demonstriert. In Buchkritiken sieht man gewöhnlich, dass jemand, der schon viel gelesen hat, seine ganze Leseerfahrung jetzt auf ein einziges, gerade erschienenes Buch anwendet.

Dieser durchaus tonangebende Kritiker formuliert für seine FAZ-Leser das Greuelmärchen, dass „viele bundesdeutsche Intellektuelle“ sich jetzt dem Kommunismus zuwendeten. Das kann einen FAZ-Leser nur erschrecken. Ganz allgemein: Wenn einer so extrem über einen anderen urteilt, dann muss er um so vernichterisch auftreten zu können, immer den Zeitgeist mobilisieren.

Dazu noch eine Mitteilung, die beweist, dass der Zeitgeist bei uns, auch wenn er sich selbstherrlich auführte und so tat, als könne er sich alles erlauben, dass er doch nie unwidersprochen blieb. Kaum war die Niedermachung in der FAZ erschienen, stand in einer Zeitung „<<Jenseits der Liebe>> von 26 Kritikern an die Spitze der Bücher-Bestenliste gewählt. Blitzstart für Walser.“ Vielleicht haben die 26 Kritiker so kräftig nicht dem Buch zuliebe votiert, sondern weil ihnen der Zeitgeist-Auftritt in der FAZ auf die ästhetischen Nerven ging. Und eine letzte Nachricht über dieses unlesbare Buch: in der neunten Auflage hat es 2004 das 107. Tausend erreicht, auch übersetzt ist es worden. Au dela de l'amour, Más allá del amor usw. Man kann sich auch selber helfen, wenn man zurückschaut in die Gesellschafts- und Literaturgeschichte.

Alfred Kerr, 1913, über den gerade erschienenen „Tod in Venedig“, von Thomas Mann. Da steht: „... ich finde hier einen verhüllten Kitschling ... Wenig Blut und viel Haltung. Schwaches Deutsch. ...alles im Grunde musiklos ... schleichend geschoben ... alles zusammengedrockt Bemerkenswert, dass er so oft Angaben über einen Dichter macht; ohne just ein solcher zu sein.“ Welche Rolle der Zeitgeist bei diesem Vernichtungsversuch gespielt hat, weiß ich nicht, aber eins ist sicher: der Thomas Mann-Text allein kann diese Vernichtungsmetaphorik nicht bewirkt haben. Trotz solcher Trostzufuhr durch den Blick in die Geschichte, ist es schwer, dem gern auftrumpfenden Zeitgeist in der Wirklichkeit zu begegnen.

Wenn du als so und so Gemaßregelter abends an einen Tisch kommst, begegnest du den vom Zeitgeist produzierten Etiketten. Da fängst du an, dich zu verteidigen.

In meinen Tagebüchern steht unterm 19. 3. 1970: Stuttgart. Im Widmer. Kienzle, Nägele, beide SDR, Schiele, Stuttgarter Nachrichten u.a.

Schiele, immer schon eine Glatze, aber jetzt erst das Gesicht dazu: bedauerlich verkniffen, den Kopf immer in einer böartigen Angriffshaltung, die Brille kältestes Gold. Er ist in die Politik gegangen. Beginnt so: Ich verfolge Sie ja nur sporadisch, aber es kommt mir vor, als wären Sie enger geworden, nicht mehr der Walser von 1965, sondern mager, irgendwie geschrumpft. Ich hab da was gelesen, dass Sie Ihr Ufer am See jedem zur Verfügung stellen wollen, der kommt, und auch Ihre Frau, also ich könnt's nicht mehr genau sagen, aber so ähnlich. Ich bin im Gegensatz zu Ihnen noch Demokrat.

Ich: Wieso, bin ich keiner?

Er: Sie haben doch vorher gesagt, Sie wollten die Demokratie abschaffen.

Ich: Ich habe gesagt, Intellektuelle seien dazu da, die herrschenden Rechtfertigungen anzugreifen, und dazu gehöre, die Behauptung zu bestreiten, dass wir schon eine Demokratie seien.

Er: Ach so. Ich entschuldige mich. Ich kann nicht sagen, was ich denke, ich mach ja bloß so ein Blättle, ich bin angestellt, und da sitzt einer in dem Haus am See, kann sagen, was er will, ist linksradikal, das muss der einmal bezahlen, denk ich, wenn ich daran denke.

Kienzle nimmt übel, dass ich ein Sympathietelegramm an das DKP-Präsidium geschickt habe. Ich frage: Wie, wann? Wir bringen nicht heraus, was er gemeint haben könnte, da ich nie ein solches Telegramm geschickt habe.

Das ist Zeitgeist pur. Vorschnell könnte man sagen: Zeitgeist, das ist der Stammtisch der Intellektuellen. Stimmt natürlich nicht, weil dieses andauernde Meinungsgewoge andauernd gleichermaßen zum Feinsten wie zum Größten fähig ist.

Dazu noch eine feine Nachricht: Ich war in den Sechzigerjahren mehr als einmal von Professor Willson eingeladen worden, eine Gastprofessor-Rolle zu spielen in Austin, University of Texas. Ich musste leider ablehnen, wegen Vietnam. Als der Krieg zu Ende war, wurde ich wieder eingeladen und konnte dankbar, sehr dankbar annehmen.

Im Inland wurde mir noch in den Siebzigerjahren gemeldet, den Büchner-Preis könne ich nicht bekommen, ein Jury-Mitglied habe gesagt, solange er in der Jury

sei, bekomme ein Kommunist den Büchner-Preis nicht. Das sagte ein Gelehrter, der über Staat und Recht wichtige Bücher geschrieben hat.

Um einer Unterstellung vorzubeugen: Es geht nicht darum, der Kritik ihr Recht zu bestreiten. Nichts Schöneres als dem Kreuz-und Querfeuer der Rezensenten zuzuschauen. Hier geht es nur um Kritik, die vermuten lässt, dass der Kritiker im Zeitgeist untergeht. Oder auch ihm widerspricht.

Ein großes Beispiel dieser Art hat Peter Handke gegeben. Er hat in den Sechzigerjahren Hermann Lenz gelesen, als dieser Autor für uns, die Engagierten, die Linksintellektuellen als eine konservative Verschlafenheit der feineren Art galt. Handke hat mehr als 30 Jahre lang Hermann Lenz gelesen und hat uns, die wir aktuell benommen waren, in Aufsätzen, die ihrerseits von Genauigkeit strotzen, mitgeteilt, was für ein Autor dieser Hermann Lenz ist. Ich, zum Beispiel, war so eingenommen vom Zeitgeist, dass ich auch diese Aufsätze damals nicht gelesen habe. Peter Handke war für mich in der linken Zeitgeist-Notierung ein Bewusstseinsabenteurer, dessen Innerlichkeitszirkus ich zur ontologischen Turnstunde erklärte. Erst sein Buch „Das Gewicht der Welt“, 1978, hat mich dann, dann aber dauerhaft über ihn unterrichtet. „Es gibt keinen Autor, schreibt der Österreicher Handke über Lenz, der Deutschland so verlockend macht, als eine Art Raum zu leben, Familie zu haben, Liebe zu fühlen, Geschichte zu suchen“. Hermann Lenz wurde durch Peter Handke gerade noch befreit aus einer nur zu begründeten Verbitterung. Dieter Borchmeyer hat dieses Zeitgeist-Stück anteilnehmend charakterisiert: „Hermann Lenz hat es bis zum Ende seines Lebens kaum je fassen können, was Peter Handke für ihn getan hat: dass er in jenem legendären Zeitungsartikel in der Süddeutschen Zeitung vom 22. Dezember 1973 den bis dahin im Schatten des Literaturbetriebs sein stilles Wesen treibenden Hermann Lenz mit einem Schlage ins Rampenlicht der Öffentlichkeit zog und ihm nun unaufhaltsam wachsenden Ruhm bescherte.“ Aber er bemerkt auch, dass „Lenz das Gefühl einstiger Demütigung durch den Literaturbetrieb nie ganz los wird“. Was Borchmeyer Literaturbetrieb nennt, heißt für mich Zeitgeist. Ob man´s glauben mag oder nicht, in den Sechzigerjahren versuchte der Zeitgeist sogar Hermann Hesse zu demontieren, obwohl der doch gerade in Kalifornien das Signal war für eine friedliche Revolution. Volker Michels, der Hesse im Suhrkamp-Verlag wahrhaft unverdrossen gegen die Zeitgeist-Zumutungen verteidigte, mußte sich von jenem tonangebenden Kritiker sagen lassen: Warum

beschäftigen Sie sich nicht gleich mit Ganghofer. So seinen Irrtum feiern kann jemand nur, wenn aus ihm der Zeitgeist selber spricht.

Das passiert nicht nur im Kulturbetrieb. Am 24. September 1993 stand in der ZEIT: „Seit dem 4. April dieses Jahres wird José Ignacio López de Arriortúa in unserer Presse monoton und monochrom als Schurke dargestellt.“ Geschrieben von mir. Überschrift: „López gehört ins Feuilleton“. Eine Orgie der Vorverurteilung von März bis September. Die Verdachtsberichterstattung feiert Triumphe. Opel stellt Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft in Darmstadt wegen des „Verrats von Betriebsgeheimnissen an die Volkswagen AG, der Unterschlagung von Unterlagen und wegen Untreue“. Haft bis zu 5 Jahren ist drin. López hatte schon Opel in Rüsselsheim zur gewinnträchtigsten GM-Tochter gemacht, dann in Detroit die Verluste um Milliarden reduziert. Weil VW damals für ein Auto dreimal so lange brauchte wie die Japaner, wollte man López dort haben. Aber der Zeitgeist hatte ihn zum „Schurken“, zum „Skrupellosen“, zum „Würger“, zum „Flegel“ gemacht, weil er von Opel zu VW wechselte. Das Motiv des Basken López für den Wechsel zu VW: VW versprach konkreter als GM, ihn seinen Traum realisieren zu lassen. Sein Traum war: Eine Fabrik in Amorebieta im Baskenland, die nach seiner Produktionskonzeption arbeiten sollte.

Es ist nie zu einer Gerichtsverhandlung gekommen, aber der Zeitgeist hatte sein „Schurkenstück“. Ich habe notiert: „Bei uns sorgt Beschuldigungseifer für jede Art von moralischem Expressionismus.“ Das fällt auf. Wenn die Wirtschaft dran ist, wird der Journalismus moralisch. „Schurke“ wird man im Kulturbetrieb nicht genannt.

Übrigens hat der ZEIT-Redakteur, als mein Artikel erschienen war, mir gesagt, er habe einen López-Artikel bei mir bestellt, weil er geglaubt habe, dass ich López, wie der Zeitgeist es gerade wollte, polemisch behandeln würde. Schließlich war ich doch ein Linksintellektueller. Neuestens hat die Verdächtigungsbereitschaft den Siemens-Konzern entdeckt. Oben eine edle Führung, unten ein Apparat, der sich über das Gesetz stellt. Von Heinrich von Pierer, zuerst Vorstands- dann Aufsichtsratsvorsitzender, heißt es jetzt: „Pierers Aufstieg in einem Schmiergeldsystem“. Mit einem schon beeindruckenden Nachforschungsaufwand wird enthüllt, wie viele Millionen in wie vielen Ländern aufgewendet wurden, um durch Bestechung große Aufträge zu bekommen. Dass

solche Praktiken bis 1998 nach deutschem Recht nicht strafbar waren, spielt bei der moralischen Entrüstung der journalistischen Ermittler keine Rolle.

Deutschlands feinsten Technologie-Konzern ein Schmiergeldsystem, das sollen wir zur Kenntnis nehmen. Wir lesen: „Der frühere Anti-Korruptions-Beauftragte der Sparte Festnetze ... räumte am Donnerstag vor dem Münchner Landgericht ein, selbst neue Verschleierungsmethoden für illegale Millionentransfers ausgelotet zu haben.“ Das wäre in einem Brechtstück eine fabelhafte theatralische Pointe. Bis zurück ins Jahr 1974 wird zur Zeit geforscht. Kraftwerke für den Iran. Und einer, der 700 Millionen Bestechungssumme erwartet hatte und nur 400 gekriegt hat, serviert den Ermittlern jetzt in seinem Genfer Quartier seine Anti-Siemensstimmung. Die „Sonderkommission des Landeskriminalamtes“ meldet so und so viele Festnahmen, so und so viele Beschuldigte. Die Firma hat 1700 Standorte in 190 Staaten, 400 000 Beschäftigte. Jetzt heißt es: Siemens habe die technische Entwicklung verschlafen, sei deshalb, um Großaufträge zu bekommen, auf Bestechung angewiesen. Staatsanwaltschaft und Medien im Verdächtigungswettbewerb. Und immer der moralische Oberton: So ein feiner Herr, dieser Herr von Pierer, und so ein feiner Konzern, und dann Schmiere, Bestechung, Korruption.

Nun wissen natürlich wirklich alle, dass in der ganzen Welt die großen Firmen ihre Großaufträge durch Bestechung hereinholen. Es handelt sich ja in keinem Fall um persönliche Bereicherung der Manager. Und vor 1998 konnte man dergleichen noch von der Steuer absetzen. Aber Staatsanwälte und Medien finden diese Praxis unter allen Umständen kriminell. Mich erinnert dieser Reinheitseifer an das katholische Gebot, das den ehelichen Geschlechtsverkehr nur erlaubt, wenn er stattfindet zur Fortpflanzung. Wie die deutsche Reinheitspflege international beurteilt wird, zeigt ein Vergleich mit Frankreich. In der Süddeutschen Zeitung steht, dass es in Frankreich mit Siemens vergleichbare Fälle gibt. „Das stimmt, heißt es da, und doch tendiert der Empörungspegel in Frankreich gegen null.“ Der Staatsanwalt, der in Paris die Abteilung für Wirtschaftskriminalität leitet, beneidet seine deutschen Kollegen; wie in Deutschland die Schmiergeldaffäre im Fall Siemens aufgearbeitet werde, zeige, dass sich in Deutschland die Demokratie positiv entwickle. Es wird deutlich: in Frankreich gibt nicht der moralisch erregte Zeitgeist den Ausschlag, sondern das wirtschaftliche Interesse, der wirtschaftliche Erfolg. 400 000 Arbeitsplätze wären da wichtiger als ein Reinheitsgebot, das nicht

von dieser Welt ist. Keine Moral, die nicht ihre eigene Heuchelei produziert. Und dafür sorgt immer der Zeitgeist.

2.

Nach Kulturbetrieb und Wirtschaft noch eine Zeitgeist-Nummer aus der Politik: die deutsche Teilung.

Fünfundzwanzig Jahre lang nichts gesagt, dann am 30. August 1977, eine Rede, gehalten zur Übergabe des Stadtschreiberamtes an Nicolas Born in Bergen-Enkheim. Drei Kapitel, das dritte hieß „Eine aktuelle Aufgabe ausgesprochen für Leser“ und begann so: „Ich meine Deutschland. ... Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte – so schlimm sie zuletzt verlief – in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen. Ich weigere mich, an der Liquidierung von Geschichte teilzunehmen. In mir hat ein anderes Deutschland immer noch eine Chance. ... Wir dürften, sage ich, vor Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offenhalten.“ Soweit also der „geistreiche Bajazzo der revolutionären Linken in der Bundesrepublik Deutschland.“

Im Lauf der Jahre verfügte der Zeitgeist, dass man nicht mehr von der Teilung sprach, sondern von der „deutschen Frage“. Es gab dann Zeitgenossen, die sagten, wir müssten die deutsche Frage „offen“ halten, das waren die Konservativen; die Fortschrittlichen wollten von der deutschen Frage wenig bis nichts mehr wissen. In den Münchner Kammerspielen gab es alljährlich die „Reden über das eigene Land: Deutschland“. Im Grunde gingen alle diese Reden um die „deutsche Frage“. Ist sie noch offen oder gibt es sie nicht mehr.

Ein mit Recht auch von Gegnern respektierter SPD-Politiker, ein Vordenker der SPD sagte gleich im dritten Satz seiner Rede: „Das wachsende Ozonloch, der Treibhauseffekt, beunruhigen bei uns mehr als die Teilung. Und das zu Recht“. Und: „Die alte deutsche Frage liegt hinter uns wie die alte Geschichte der europäischen unabhängigen Nationalstaaten.“ „Jetzt werde das Europäische Haus entworfen. Wer dabei die deutsche Frage aufwirft, stört Europa. Die Deutschen dürfen kein Störenfried mehr sein.“ Willy Brandt, so teilte er noch mit, habe kürzlich die Wiedervereinigung die Lebenslüge der Zweiten Deutschen Republik genannt. Und was souffliert der Zeitgeist Willy Brandt keine fünf Jahre später:

„Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört.“ Das demonstriert die Kraft des Zeitgeists. Es gab aber auch ganz andere Arten, die deutsche Frage zu beantworten. Ein Intellektueller, berühmt für seine moralische Intelligenz, erinnert an die Toten, an die Millionen von ermordeten Juden, und sagte: „... schon deshalb, um von anderem zu schweigen, halte ich den Gedanken einer >>Wiedervereinigung<< für absurd.“

Das war öfter ein Grund, für die Teilung zu sein: Auschwitz, also das deutsche Verbrechen.

1988 war ich dran. Mein Argument gegen die Teilung war: die Teilung ist keine Strafe, weil in unserem Namen Verbrechen begangen wurden, die Teilung ist nicht wegen Auschwitz verhängt, sie ist eine Folge des Kalten Krieges. Und es gibt auch keine Rückfallgefahr mehr. „...wer das nicht sieht, habe ich gesagt, der verneint schlicht unsere letzten 40 Jahre -, also gibt es nur noch ein Motiv für die Fortsetzung der Teilung: das Interesse des Auslands. In östlichen und westlichen Ländern“ Das hat mir dann am meisten Schimpf eingebracht.

Wie die nach mir dort Redenden auf mich reagierten, drückte die „Frankfurter Rundschau“ im Titel ihres Berichts so aus: „Martin Walser wurden die Leviten gelesen.“ Ein immer durch Scharfsinn glänzender SPD-Politiker, vielleicht der gescheiteste SPD-Politiker überhaupt, schrieb dann: „Der aufklärerische Schriftsteller Martin Walser leidet an nationalem Mystizismus.“ Titel dieser Polemik, veröffentlicht in der ZEIT: „Ein Deutscher kann man überall sein.“

Daraus habe ich gelernt: dieser durch und durch historisch Gebildete kann hundert Daten mobilisieren, die die Teilung vernünftig erscheinen lassen. Aber seine Meinung entsteht nicht aus seinen Argumenten, sondern die Argumente sind mobilisiert, um die schon vorher bestehende Meinung zu fundieren.

Dafür eine Äußerung aus den Achtziger-Jahren. Ein Professor, prominenter Historiker: „Wenn nicht alles täuscht, so ist die Geschichte der deutschen Frage in ihre Normallage zurückgekehrt ... nämlich (in) der Existenz einer deutschen Kulturnation in der Mitte Europas, die in mehrere deutsche Staatsnationen gespalten ist. Alles spricht dafür, dass die Phase des konsolidierten nationalen Gesamtstaates von 1871- 1933 eine Episode in der deutschen Geschichte gewesen ist und dass wir wieder, freilich auf höherer Ebene, den Zustand erreicht haben, der in Deutschland nach 1815 bestand, nämlich eine Mehrheit deutscher Staaten, mit gemeinsamer kultureller Zugehörigkeit.“ Wenn ich solche Sätze gelesen

habe, habe ich öfter bedauert, dass es für Sätze keine Spiegel gibt, in die man sie schauen lassen könnte, dass sie sich sähen. Die DDR-BRD-Geteiltheit eine Kulturation, „freilich auf höherer Ebene“. Der Zeitgeist lebt von Wörtern. Die werden geliefert.

Die für mich schmerzlichste Antwort damals – auch in der ZEIT – ein von mir immer geschätzter Kollege. Mein Argument, dass nur noch das Interesse des Auslands die Teilung begründe, stamme aus den Hinterzimmern, in denen „Versammlungen kleiner Rechtsparteien“ stattfinden. Dann heißt es da: „Nationalistisches Geschwafel wird ja nicht dadurch erträglicher, dass der Redner zuvor einige schöne Bücher geschrieben hat. Umgekehrt: Ich muss mich dagegen wehren, dass mir diese Bücher nicht plötzlich in einem neuen Licht erscheinen.“ Die Überschrift dieses Artikels: „Gedächtnis verloren – Verstand verloren.“ Das tendiert zur Generalverdammung: „Stammtischgeblöke.“ Tatsächlich wurde mir mehr als einmal das vorher gebrauchte Du entzogen. „Stamtischgeblöke“ hin oder her, für den Zeitungsleser wurde damals doch nichts so deutlich wie das Interesse des Auslands an der deutschen Teilung. Dafür gibt es von Andreotti über Mitterand bis zu Lady Thatcher jede Menge Aussprüche.

3.

Jetzt noch eine Erfahrung mit dem Zeitgeist über unser Land hinaus.

In den Achtzigerjahren habe ich eine Novelle geschrieben: Dorle und Wolf. 1987 erschienen, geschrieben gegen den Zeitgeist. Es ist mein einziges Prosabuch, das politisch sein will. Wolf, ein Ost-Spion und seine Frau Dorle, Sekretärin in Bonn. Ich mobilisierte bis zur Gerichtsverhandlung und zur Verurteilung alles, was ich über die Teilung ausdrücken wollte. Solche thematischen Absichten sind mir sonst völlig fremd. Eine Frau in München hat einmal nach einem Vortrag in der Diskussion gesagt: Herr Walser, in Ihren Vorträgen sind Sie immer so fortschrittlich, in Ihren Romanen aber gar nicht. Ich habe ihr geraten, mich nach meinen Romanen zu beurteilen, weil die Vorträge immer nur ein Meinungssegment eröffneten. Ich hätte auch sagen können: Weil die Vorträge oft nur das sagen, was der Zeitgeist in mir so oder so anrichtet. Jetzt aber „Dorle und Wolf“, als vom Zeitgeist provozierte Prosa. Die großen Zeitungen waren sich sofort einig: „Kein Glanzstück“, „gedankliche Anämie“, ein „lächerlich

unglaublicher Held“, am kräftigsten die Süddeutsche“: „... ritzt doch nicht einmal die Realität, hat alle deutsche Geschichte vergessen, bleibt einfach schlieriges Gerede“. Ich hätte aus Erfahrung wissen können: nichts ist so sinnlos wie der Versuch, dem Zeitgeist zu widersprechen. Du musst es dir einfach gefallen lassen. Gut, es gab auch mildere Reaktionen, aber die großen Zeitungen bestimmen eben das Klima der Saison. Einen Sonnenstrahl verschaffte mir allerdings Joachim Kaiser. Meinem Helden Wolf Ziegler kamen einmal auf dem Bonner Bahnhof die Reisenden plötzlich vor „wie halbe Menschen. Lauter Halbierte strebten da hin und her. Die anderen Hälften liefen in Leipzig hin und her. ... Und keiner würde, fragte man ihn, sagen, ihm fehle seine Leipziger Hälfte, sein Dresdener Teil, seine mecklenburgische Erstreckung, seine thüringische Tiefe ...“

Diese Stelle wurde in vielen Kritiken gegen das Buch ausgeschlachtet. Joachim Kaiser schrieb dann eine Glosse in der „Süddeutschen“ und schloss so: „Ob nicht am allermeisten beraubt diejenigen sind, die ihre Verluste nicht einmal bemerken?“ Diese unverlangte Glanz-Glosse muss einem Autor ein Quentchen der Zurechnungsfähigkeit retten, die ihm vom Chor der Einflussreichen abgesprochen wurde. Zum Glück, konnte ich damals noch sagen, gibt es auch das Ausland. Zwei Jahre später, zum Beispiel, die amerikanische Presse reagiert auf „No Man’s Land“. Los Angeles Times: „The satire in No Man’s Land is deadly and exact ... But Walser is something more than a satirist“. New York Times Review, Empfehlung des Herausgebers: „Dieser packende Roman, der die Ökonomie und Intensität eines Dramas hat, stellt letztlich einen dramatischen Monolog im Kopf des Protagonisten Wolf dar – ein geteilter Mensch in einem geteilten Deutschland, dessen Wiedervereinigung man sich nicht einmal vorstellen kann.“ Publisher’s Weekly: „In dieser kunstvollen voll und ganz glaubhaften Geschichte stellt Walser Wolfs ausgebrannte Lage als Bild des geteilten Nachkriegsdeutschlands vor.“ In allen ausländischen Reaktionen setzt man sich seriös mit dem Thema des Buches auseinander. Im Inland erlebt man, was der Zeitgeist vermag.

Keiner, aus dem der Zeitgeist spricht, kann sich selber im Dienst des Zeitgeists sehen. Auch ich habe mich, wie und wo auch immer ich mit-agiert habe, nie als vom Zeitgeist erfüllt oder gelenkt gesehen. Jeder hat jeweils selber recht. Ich habe natürlich auch immer geglaubt, dass ich recht habe. Also ist der Zeitgeist dadurch charakterisiert, dass er jedesmal recht hat. Da das Leben ein unaufhörlicher Kinderspielplatz ist, möchte ich gern ausrufen: Aber angefangen habe nicht ich, angefangen haben die anderen! Nachträglich kann man versuchen, nachzuweisen, der und der habe, als er, so ganz erfüllt vom Zeitgeist, auftrat, doch nicht nur recht gehabt. Das nützt nichts. Den Zeitgeist gibt es immer nur in der Gegenwartsform. Er hat kein Gedächtnis. Er ist immer die Aktualität selbst. Und selbst wenn in einem Jubiläumsjahr der Zeitgeist von gestern dargestellt werden soll, erfahren wir mehr über den Zeitgeist von heute als über den von gestern. Der Zeitgeist untersucht sein Rechthaben nicht selbst. Er hat Kants Kritik der Urteilskraft nicht gelesen. Mehr recht hat jetzt, wer lauter recht hat. Wer das Medium mit der höchsten Quote betreibt. Da schlägt Quantität täglich im Konsumenten in Qualität um. Da wir hier doch als Akademie erscheinen, darf ich schnell einmal bei Kant einkehren:

Der erste Teil seiner „Kritik der Urteilskraft“ heißt „Kritik der ästhetischen Urteilskraft“. Darin heißt es „der Geschmack ist also das Vermögen, die Mitteilbarkeit der Gefühle ... a priori zu beurteilen“. Das heißt die eigenen Gefühle nicht nur mitzuteilen, sondern auch den Geschmack, der sie produziert, als solchen zu untersuchen. Wenn „das Geschmacksurteil“, sagt Kant, nicht für egoistisch, sondern ... notwendig als pluralistisch gelten muss, welches ... verlangen darf, dass jedermann ihm beipflichten soll: so muss ihm irgend ein ... Prinzip a priori zum Grunde liegen ...“

Du bist nicht nur deine Tendenz, sondern du weißt auch und sagst es dazu, dass du deine Tendenz bist. Wenn das so in Politik, Wirtschaft und Kultur geschähe, dann wäre unser Geistesleben kein Dschungel des Rechthabens, sondern der Garten ruhig blühender Erkenntnis. Oder ist es überhaupt ungehörig, Kant zu bemühen? Aber wäre es nicht interessant, wenigstens einen akademischen Feieranlass-Augenblick lang die zeitgeistbildenden, zeitgeistschaffenden Urteile, die hier zitiert wurden, daraufhin zu untersuchen, ob die Intellektuellen der einzelnen Branchen in ihrer Urteils- beziehungsweise Kritik-Praxis dem Kantschen Anspruch genügen? Gut, sie können sagen: was kümmert mich Kant?!

Aber bevor wir ihn, nicht zum alten Eisen, wohl aber zum alten Gold legen, noch eine Stelle, in der er die Konsequenz formuliert. Ohne dass jemand Prinzipien habe, die als solche mitgeteilt werden, sagt Kant, „könnte er unmöglich die Urteile anderer richten, und über sie, auch nur mit einigem Scheine des Rechts, Billigungs- oder Verwerfungsaussprüche fällen“. Ich wende diese erlauchte Syntax an auf unsere bzw. meine Sorgen, das heißt dann: Wenn du über andere schreibst, sollst du auch ausdrücken, wie sehr du, wenn du über andere schreibst, auch über dich schreibst. Bei keinem anderen erlebt man das deutlicher als bei Peter Handke. Wenn er über Hermann Lenz schreibt, heißt es dann: „Lesen ist gesund, jedenfalls für den berichtenden Leser hier.“ Oder: „Ist es Bedrohung, frage ich; ich weiß es nicht.“ Das ist Geistesgegenwart.

Zurück in die große Einbahnstraße Zeitgeist, in der der Gegenverkehr geahndet wird.

Wenn ich mir nicht mehr zu helfen weiß im Zeitgeist-Gelände, egal ob da Politik, Wirtschaft oder Kultur erscheinen soll, dann flüchte ich mich öfter in die Hilfsformel: Nichts ist ohne sein Gegenteil wahr. Das ist eine Trotzreaktion gegen das Rechthabemüssen. Das Rechthabemüssen wie es im Schwange ist, darf sich ja nicht selbst relativieren. Je vollmündig-selbstsicherer es auftritt, desto mehr beeindruckt es, gilt es. Ich habe gerade noch ein Beispiel erlebt, das viel von dem, was ich gesagt habe widerlegt. Widerlegen würde, wenn es nicht nur EIN Beispiel wäre, ein einzigartiges allerdings. In Aachen durfte ich einen Blick werfen in den news room der „Aachener Nachrichten“ und der „Aachener Zeitung“. Beide Zeitungen werden in EINEM Haus gemacht. Die Redakteure der einen Zeitung sitzen den Redakteuren der anderen Zeitung direkt gegenüber, jeder hat den Computer vor sich und sie können sich über die Meinungen, die sie produzieren, verständigen, abstimmen, unterscheiden, wie es gerade nötig ist. Da wird praktisch bewiesen,: nichts ist ohne sein Gegenteil wahr. So ein Beispiel, und sei es auch nur ein einziges, kommt mir vor, als sei eine Kultur des Nichtmehrrechthabemüssens möglich.

Wie mächtig der Zeitgeist in mir gelegentlich wirkte, will ich noch an einem indiskutablen Beispiel zeigen, nämlich an einem Traum. Am 4. April 1973 steht in meinem Tagebuch: Traum:

Gesellschaft in Bonn. Sie landen und starten andauernd. Auf dem Fluss kommen die Schiffe und legen an. Und Treppen, mit Teppichen belegte, und die Kollegen

mit Heinemann und Brandt. Und die Frauen der Kollegen in den Kleidern. Sie sprechen Englisch und Portugiesisch und lachen, wenn die Männer noch Deutsch sprechen. Die Männer braten goldene Würstchen, aber anstatt diese zu essen, zeichnen sie einander aus damit. Sie benutzen dazu die Olympiapodeste. Günter Grass, Reinhard Baumgart und Siegfried Lenz werden von Horst Ehmke ausgezeichnet. Karl Schiller, Willy Brandt und Helmut Schmidt werden von Günter Grass ausgezeichnet; in diesem Augenblick spuckt Reinhard. Baumgart aus und schreit: Scheiße, aber die durch die Luft spritzende Spucke fängt seine Frau rechtzeitig mit einer geübten Handbewegung ab, dass niemand etwas bemerkt, und das Wort „Scheiße“ wird durch die überall aufgehängten sogenannten Akustik-Converter umgewandelt in Schleife. Sofort rennt seine Frau zu ihm hin und bindet ihm seine Schleife neu. Und er sagt noch einmal lauter: Scheiße. Und wieder hört er auch lauter: Schleife: Und seine Frau sagt: Ich mach ja schon, jetzt sei doch nicht so ungeduldig.

Jetzt noch eine Behauptung, die ich gern eine Erfahrung nennen würde: Der Zeitgeist wohnt eine Etage höher als die Meinung. Die Meinung stammt noch aus einer Erfahrung. Der Zeitgeist stammt nur noch aus Meinungen. Jede dieser Meinungen mußte einmal recht haben. So ist, könnte man sagen, der Zeitgeist die Superstruktur des Rechthabens. Aber, und das wäre, wenn es stimmt, das Entscheidende: Jeder, der eine Meinung formuliert, lässt alles weg, was dieser Meinung widerspräche. Jeder weiß mehr als er sagt. Ob ein SPD- oder ein CDU/CSU-Politiker, sie wissen jedesmal, wenn sie ihren Standpunkt vertreten, damit er wirke, sie wissen jedesmal mehr als sie sagen. Genau so die Journalisten. Vielleicht sogar die Geistlichen. Vom Philosophen möchte man verlangen können, auch das zu sagen, was dem, was er glaubt sagen zu müssen, widersprechen könnte. Wenn das so ist, könnte man die Meinung die Marktform des Gedankens nennen. Und der Zeitgeist liefert die Karosserie.

Ein Journalist vom Corriere della Sera kam neulich zum Interview, ich frage, wie ich zur Zeit in Italien beurteilt werde, seine Antwort: Troppo tedesco. Allzu deutsch also. Jetzt fang einmal an und beweise, dass du dir gar nicht zu deutsch vorkommst! Lächerlich. Dass du dem Zeitgeist widersprichst, bestätigt ihm nur, dass er recht hat.

Allerdings, unter anderem ist der Zeitgeist auch ein sich selbst betreibender Prozess. In Amerika und Frankreich erscheinen jetzt wissenschaftliche Arbeiten,

die mein troppo tedesco klären wollen. Und im Inland hat einer der wahrnehmungsfähigsten Intellektuellen, der Philosoph Peter Sloterdijk, in einem Essay mit dem Titel „Theorie der Nachkriegszeiten“ das 8. Kapitel meinen Erfahrungen gewidmet, Titel: „Deutschland 2007: Der Idiot der europäischen Familie in der Normalisierungsphase: Die Affaire Walser.“ Darin heißt es: „Zehn Jahre nach der Rede in der Paulskirche wissen wir, dass Walser auch hierin zu früh Recht hatte, und das Publikum von damals, das nach der Rede einmütig stehend applaudierte, wusste es in situ auch. Mit diesem Applaus war man sich selber ein paar Minuten lang zehn Jahre voraus und gab seine Zustimmung zu der soeben erlebten rhetorisch glanzvollen Antizipation einer möglichen deutschen Normalisierung.“

Vielleicht ist eben doch in jedem Zeitgeistmoment das enthalten, was zu seiner Aufhebung drängt. Ohne diese dialektische Energie wäre es nicht auszuhalten in hac lacrimarum valle. Kirchenlatein. In diesem Tal der Tränen. Zeitgeistdeutsch: In diesem Tal der Blößen.